

vermissen, weiß dafür aber für die Kenntnis des Sokrates bedeutsame Erinnerungen aus der Zeit vor 401 mitzuteilen. Die flüssige und freie Sprache der in neuer Übertragung vorliegenden Schrift ist für das Verständnis ebenso ein Vorteil wie auch ein Nachteil, insofern sie die sprachliche Eigenart des Originals oft stark verwischt und damit gleichzeitig ein Stück von Xenophons Charakter verdeckt, dessen Kenntnis doch für die Beurteilung seines Sokratesbildes wohl nicht nebensächlich sein dürfte. K. Ennen S.J.

Warnecke, Friedrich: Die demokratische Staatsidee in der Verfassung von Athen. (149 S.) Bonn 1951, Ludwig Röhrscheid. DM 11,80.

Die Entwicklung des attischen Adelsstaates zur Demokratie in der Zeit bis zum 6. Jahrhundert (27—55) wurde durch wirtschaftliche Veränderungen eingeleitet, die den unteren Ständen Übergewicht gaben. Hinzukam eine neue militärische Taktik, die dem Hoplitenheer die Hauptlast des Kampfes auflegte und in ihm gleichzeitig das Bewußtsein wachrief, der herrschenden Adelsschicht auch politisch wirksam entgegenzutreten zu können (30). Auch geistesgewaltige Persönlichkeiten griffen in diese Strömungen zur gesellschaftlichen und politischen Demokratisierung gestaltend ein: Drakon (34—41) schützte durch die Kodifikation des Rechtes den wirtschaftlich schwächeren Teil des Volkes gegen die reicheren Klassen. Vor allem aber brachten die wirtschaftlichen und sozialen Reformen Solons (41—55) die entscheidende Wende, da er „den attischen Staat auf die Grundlage der völligen und unantastbaren persönlichen Freiheit des Individuums stellte“ (53) und „alle Staatsbürger in gleicher Weise dem Gesetze unterwarf“ (54). Im 5. Jahrhundert (56—148) gab die Polisgemeinschaft, als „Gemeinschaft autochthoner Bürger“ (59), dem Staate das eigene Gepräge. In dieser Gemeinschaft, die von sozialetischen und sozialpädagogischen Grundsätzen durchdrungen war (84), standen Recht, Sitte, Kult und Kunst eng zusammen und banden den Bürger. Die Bestrebungen des einzelnen richteten sich auf möglichst großen Einfluß im damaligen Ordnunggefüge. Das wurde durch die attische Selbstverwaltung (70—79) mit ihrem „geradezu neuzeitlichen Charakter“ (79) gefördert und ebenso durch die Tatsache, daß griechisches Bürgerrecht unauf löslich mit „der Ausübung der politischen Rechte“ (80) verknüpft war. Der schnelle Amtswechsel und die vielseitige Möglichkeit der Anteilnahme an der Verwaltung war der beste Ausdruck für die Souveränität des Volkes, das sich so im wahrsten Sinne des Wortes selbst beherrschte. Neben dieser demokratischen Freiheit war die Freiheit der Person als „Freiheit vor unberechtigten Eingriffen der Staatsgewalt“ (101) rechtlich geschützt

und „in viel weiterem Maße vom Staate rechtlich anerkannt, als dies heute der Fall ist“ (102). Aufs engste mit der demokratischen Staatsform hing der attische Rechtsstaat, in dem die Gesetze herrschten, zusammen (134). Die Idee des Rechtsstaates war so ausgebildet, daß „die von Mohl, Stahl, Bär und Gneist begründete moderne Lehre vom Rechtsstaat dem kein einziges neues Moment hinzufügen kann“ (134). Die demokratische Verfassung, die in der Freiheit und Gleichheit die Rechte des einzelnen garantierte, ward durch das Prinzip der Gleichheit und Mehrheit bei der „Bildung des Gemeinwillens“ (137) getragen. Attische Verfassung kann als „unmittelbare Demokratie, insofern der Volksversammlung gewisse Aufgaben zufallen“ (145) gekennzeichnet werden. Die Organisation endlich der Heliaia, des Rates, der Beamtenkollegien war Ausdruck des „Repräsentationsgedankens“ (145). Diese Gedanken über Demokratie und ihre Verwirklichung, in beidem ist attische Demokratie „ein auch heute noch unerreichtes Vorbild“ (10), haben römische Rechtswissenschaftler, Patristik, Scholastik, Renaissance, Humanismus und unsere Zeit fruchtbringend angeregt. Für eine solche fruchtbringende Anregung stellt die Arbeit des gelehrten Verfassers einen wertvollen Beitrag dar. K. Ennen S.J.

Geschichte und Geschichtswissenschaft

Dawson, Christopher: Die Religion im Aufbau der abendländischen Kultur. (366 S.) Düsseldorf 1951, L. Schwann. Ln. DM 16,—.

Wer Christopher Dawsons „Die Gestaltung des Abendlandes“ gelesen hat, wird ihn in vorliegendem Werke wiederfinden, den gründlichen Kenner und meisterhaften Darsteller des Mittelalters. Es sind Vorlesungen, gehalten an der Edinburgher Universität, die hier gesammelt und veröffentlicht werden. Was in dem vorausgehenden Bande, „Religion und Kultur“, im allgemeinen und in Bezug auf die archaischen Hochkulturen über das Verhältnis des religiösen Lebens zur kulturellen Weltgestaltung erforscht und erarbeitet worden ist, wird hier nun angewandt und fortgeführt in einem neuen Schnitt durch den Aufbau des Abendlandes. In diesem schicksalsreichen Zeitalter, das zur christlichen Hochkultur des Mittelalters führte, ist der Verfasser zu Hause wie nur wenige.

Vielleicht wird sich in der Geschichte nie mehr wiederholen, was damals geschehen ist; dieser Einsatz religiöser Kräfte, nicht nur um das Innenleben der einzelnen zu formen, sondern auch um die Welt, den ganzen Bezirk der irdischen Aufgaben des Menschen nach göttlichen Gesetzen und christlichem Geiste zu gestalten. Es war ein mühsames

Unterfangen, die wildwüchsigen, robusten Kräfte unverbrauchter heidnischer Barbarenvölker unter das Joch Christi und das Szepter einer humanen Gesittung zu beugen. Dabei wurde immer wieder ganz oder teilweise vernichtet, was christlicher Glaubensmut und Opfersinn aufgebaut hatten.

Die erste abendländische Synthese von Religion und Kultur schuf nach wirren Jahrhunderten das Karolinger-Reich. Sie beruhte auf der missionarischen Arbeit der Mönche und der Einsicht der Könige. Nach dem Zerfall der karolingischen Einheit und mitten in den Wirren der Normannen-, Ungarn- und Sarazenenstürme begann ein neuer Versuch der Mönche, den wilden Kriegeradel zu zähmen und zu verchristlichen und neben den christlichen Mönch und das von den großen Herren unterdrückte Landvolk den christlichen Ritter zu stellen, dessen Ziel nicht mehr Ausbeutung, sondern Schutz der Schwachen war. Eine neue abendländische Ordnung bahnte sich an. Bald ergaben sich indes neue Probleme. Gegen die verweltlichenden Einflüsse der Feudalherren bildete sich eine kirchliche Reformpartei, wiederum hauptsächlich von Mönchen getragen (Cluny). Dabei war es gewöhnlich so, daß die Einheit der christlichen Lebensordnung im Grunde gar nicht bekämpft wurde. Es drehte sich nicht um eine grundsätzliche Trennung von Kirche und Staat, sondern um die Frage, wem in der europäischen Christenheit die Führung zukomme, Papst oder Kaiser, Priester oder Fürst. Es ging um eine neue Formulierung der alten theokratischen Idee (206, 207).

In die mönchisch feudale Welt schiebt sich die mittelalterliche Stadt hinein. Sie erst mit ihrer bürgerlichen Freiheit, mit ihren Schulen und Universitäten, ihren Klöstern der Prediger- und Minderbrüder läßt die feinsten Blüten von Frömmigkeit und Kultur zum Leben erwachen. Und hier, nicht erst in der Renaissance, beginnt die Unruhe des europäischen Denkens, „welche die abendländische Kultur zum Erben und Nachfolger der Griechen gemacht“ hat (297). Das Mittelalter gehört zu den spannungs- und konfliktsreichsten Abschnitten der Weltgeschichte. Die sich stauenden vielfachen Gegensätze sind im 13. und 14. Jahrhundert leider nicht mehr überbrückt worden, sondern haben die alte abendländische Einheit, die niemals Einförmigkeit gewesen war, gesprengt.

G. F. Klenk S. J.

Märker, Friedrich: Wandlungen der abendländischen Seele. Psychologische Bildnisse unserer Kulturepochen. (147 S.) Heidelberg 1953, Quelle & Meyer. Ln. DM 6,—.

Ein Thema, das schon auf den ersten Blick anspricht. Die Wandlungen des Europäers von der magischen und mythischen Frühdämmerung seines Aufganges bis zur Gegen-

wart, die man vielleicht als Tagesneige ansprechen muß. Aber gehen wir hier in der Bewertung des Buches die Stufen rückwärts, beginnend mit dem heutigen Gesicht des Abendlandes. Das Wertvollste steht u. E. in den letzten vier Kapiteln, von Seite 116 bis zum Schluß. Es ist da die Rede von jenen Wandlungen, die zu unserer heutigen Situation geführt haben oder sie ausmachen: Verstandesherrschaft, Entartung ins Werkzeughafte, Rückkehr ins Gestaltlose, Abstieg von der geistig-seelischen Kultur zur technischen Zivilisation. Es ist die Welt, die uns bedrängt, die brennend heiß und eiskalt auf uns einstürmt und in uns selber wohnt, mit deren Genien — es scheinen deren wenige zu sein — und Dämonen — es sind ihrer gar viele — wir ringen müssen. Da es sich um uns selbst und unsere Zeit handelt, sind die skizzenhaften Ausschnitte, die scharfen Blitzlichtaufnahmen, die uns Märker bietet, hinreichend, um ein echtes Erlebnis der Situation zu erzeugen.

Anders verhält es sich mit jenen Zeitaltern, die schon ganz oder fast ganz Geschichte geworden sind. Hier vermag die Skizze, auch wenn sie in einer geschliffenen und prickelnden Sprache abgefaßt ist, kein hinreichendes Erlebnis zu schaffen. Indes geht es nicht nur um die Darstellung. Es sind da Zeitalter in ihrem Wesen verzeichnet worden. Dies gilt vielleicht noch am wenigsten von der griechischen Antike, obwohl wir apollinisches und platonisch-orphisches Hel lenentum nicht so scharf voneinander trennen möchten. Das erste wird vollendet vom zweiten. Wenn man an einzelnen Teilen dieses zweiten Kapitels seine Freude haben kann, so gilt das nur noch sehr beschränkt für das fünfte, sechste und siebte Kapitel. Am wenigsten befriedigen die Teile, die vom Christentum, bzw. vom Mittelalter handeln. Zwar weiß Märker um die katholische Lehre, daß die Welt Dinge von Natur aus, weil sie Gottes Geschöpfe sind, nicht böse, sondern gut sind, und daß alles vom geordneten oder ungeordneten Gebrauch abhängt (88). Trotzdem finden sich Urteile bei ihm wie: „Für ihn (den Christen) ... ist der Leib der Kerker und das Grab der Seele ...“ (58). Er konstruiert einen unlösbaren Gegensatz von Natur und christlichem Geiste (41). „Der mittelalterliche Mensch empfand es schon als Sünde, daß er überhaupt Mensch war“ (79) u. ä. Hier wird Christentum mit Neuplatonismus verwechselt. Was der Verfasser zu den Fragen um das Übel in der Welt (Theodizee), Gottes Allwirksamkeit und menschliche Freiheit sagt, mag manche zum Nachdenken anregen, aber so schwere philosophisch-theologische Probleme lassen sich auf ein paar Druckseiten nicht hinreichend entfalten und noch weniger abwägen und bewerten. S. 70 werden außer Dominikanern und Franziskanern noch die Waldenser und Zisterzienser als Bettelorden aufgeführt.